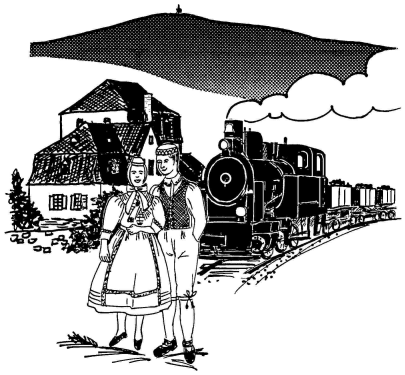
Heimatverein Rodheim-Bieber e.V.



Nachrichten

Jahrgang 1999 **April 1999** **Nr.6**

Geschäftsstelle: Helmut Failing Grabenstr. 15 35444 Biebertal Tel. privat 06409/9215, ges. 06033/897-118

Die Gemeinde Biebertal, die Ortsvereine von Rodheim-Bieber sowie der Heimatverein Rodheim-Bieber e. V. werden gemeinsam im kommenden Jahr 2000 die 850-Jahr-Feierlichkeiten zum Bestehen der Gemeinde Rodheim-Bieber gestalten!

Was steht drin?

Inhalt	Verantwortlich	Seite
Zeichnung "850 Jahre Rodheim-Bieber"	Reinhold Kerl	1
Inhaltsverzeichnis/Veranstaltungen 1999	Redaktion	2
In eigener Sache: Wir suchen Mitarbeiter für die “Nachrichten“-Zeitschrift des Heimatvereins!	Redaktion	3
Trauer- und Gedenkschmuck des 19. Jahrhunderts – Trauerschmuck aus Jet	Jutta Failing	4
Das Feuerlöschwesen in Rodheim, von Anbeginn bis zur Neuzeit	Ernst Schmidt	10
“Über die Bieberthalbahn“ – Ein Aufsatz des kleinen Schulknaben Moritz	Jürgen Steinmüller	16

Veranstaltungskalender 1999

Zeitpunkt	Thema und Treffpunkt	Verantwortlich
10./11. April 1999	Teilnahme mit einem Stand auf der Gewerbeausstellung Biebertal	Vorstand
23. April 1999, 20.00 Uhr	Vortrag “Die 1000jährige Nachbarschaft von Deutschen und Tschechen“ , Kleiner Saal im Bürgerhaus Rodheim	Frank Reif
16. Mai 1999	Wanderung “Die Dreiburgenwanderung im Greifensteiner Raum“, Länge ca. 12 km	Jürgen Steinmüller
Mai 1999	Vorstellung und Übergabe des restaurierten Taufsteins an die evangelische Kirche Rodheim	Jutta Failing
18.Juni 1999, 20.00 Uhr	Beginn der Vortragsreihe “Originale in Rodheim – Bieber - 1. Teil: Der Heuchelheimer Ludwig“	Helmut Failing
Juni 1999	Wanderungen in benachbarte Heimatmuseen: Teil 1, Wanderung nach Heuchelheim	Vorstand
18.-20. Juli 1999	“Hessische Vorgeschichtstage in Weilburg“ (Teilnahme ist möglich, Interessenten wenden sich bitte an Ernst Dietrich)	Ernst Dietrich
16. August 1999, 16.00 Uhr	Besichtigung der Ausgrabungen des Römerlagers in Waldgirmes	Jürgen Steinmüller
6. November 1999	Führung zu den Schanzen am Krumbacher Kreuz	Ernst Dietrich
Dienstag, 21.12.99 20.00 Uhr	Arbeitskreis “Volkstum/Brauchtum“: “Die lange Nacht“, Bürgerhaus Rodheim	Inge Thies

Über Termine, Treffpunkte oder Veranstaltungsorte wird über das Mitteilungsblatt der Gemeinde Biebertal rechtzeitig informiert!
Der Heimatverein Rodheim-Bieber e. V. freut sich über Ihre aktive Teilnahme!

In eigener Sache: Wir suchen weitere Mitarbeiter für die "Nachrichten"-Zeitschrift des Heimatvereins Rodheim-Bieber e. V.!

Sicherlich haben auch Sie registriert, daß unsere "Nachrichten"-Zeitschrift im vergangenen Jahr 1998 nur in einer Ausgabe erschienen ist. Das hatte unterschiedlichste Gründe. Um den Vereinsmitgliedern wie in 1996 und 1997 auch in diesem Jahr wieder mehrere "Nachrichten" zum Schmökern zur Verfügung stellen zu können, hoffen wir zukünftig auf die Mitarbeit von weiteren Aktiven.

Hier sei in diesem Zusammenhang ein netter Brief an das Redaktionsteam zitiert:

„Hallo Redaktion,

beiliegend findet Ihr einen Beitrag für unser Mitteilungsblatt (Anm. der Redaktion: die "Nachrichten" des Heimatvereins). Thema: Trauer- und Gedenkschmuck.

Das hat vielleicht zunächst wenig mit Biebertal zu tun. Doch ich finde, wir sollten in Zukunft verstärkt auch solche Themen aufgreifen, die „über den Tellerrand" hinausschauen. Stichwort Volkskunde/Hessisches Brauchtum. Dadurch machen wir – so glaube ich – die Zeitschrift noch interessanter.

Den Beitrag sehe ich auch als ersten „Appetithappen" für eine Ausstellung zum Thema „Sterben und Tod in der ländlichen Kultur", die irgendwann nach der Jahrtausendwende im (renovierten) Heimatmuseum stattfinden soll. Vielleicht entdeckt ja der eine oder andere alten Trauerschmuck bei sich zuhause und stellt ihn später für die Ausstellung zur Verfügung.

Für das Mitteilungsblatt sollten wir noch weitere AutorInnen finden. Ich bin sicher, viele haben Lust (und vielleicht auch schon etwas in der Schublade).

Jutta (Failing)"

Die Redaktion freut sich – wie in diesem Fall – über jeden Textbeitrag und jede Anregung, die unsere "Nachrichten"-Zeitschrift belebt. Jeder, der einen Beitrag zum Gelingen weiterer Ausgaben beitragen oder dauerhaft an der Erstellung der Vereinszeitschrift mitarbeiten will, kann sich beim Redaktionsteam oder unserem Vorsitzenden melden.

Hier die Anschriften der aktuellen Redaktionsmitglieder:

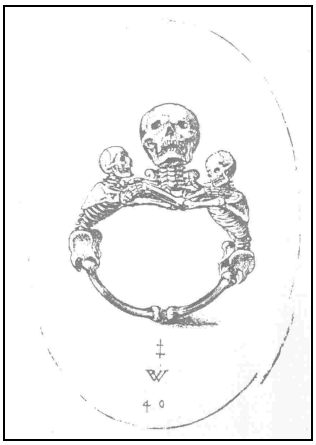
Jürgen Steinmüller	Joachim Besier	Horst Janfrüchte
Vetzberger Str. 11	Gleibergstr. 13	Gleibergstr. 4
35444 Biebertal	35444 Biebertal	35444 Biebertal
Tel. 06409/7843	06409/80044	06409/2121

Trauer- und Gedenkschmuck des 19. Jahrhunderts - Trauerschmuck aus Jet

Schmuck als Ausdruck der Trauer war bis zu Beginn unseres Jahrhunderts ein vertrauter Anblick. Frauen und Männer trugen Schmuck als Accessoire der schwarzen Trauerkleidung und Schau des persönlichen Gedenkens.

Das Tragen von Trauer- und Gedenkschmuck läßt sich bis in das 16. Jahrhundert zurückverfolgen. Das Aufkommen dieser Schmuckgattung ging offensichtlich mit der Ausbildung einer speziellen Trauermode einher. Das Mittelalter kannte keine Trauerkleidung im heutigen Sinne, erst im Verlauf des 16. und 17. Jahrhunderts entstand eine Mode, die den Menschen als Trauernden kenntlich machte. Die ersten Schmuckstücke, vornehmlich Ringe, Broschen und Anhänger, standen unter dem Einfluß der barocken Todesanschauung. **„Memento mori“** (Gedenke, daß du sterblich bist) war der große Gedanke der Zeit, und so zierten häufig Vanitassymbole, Hinweise auf die Vergänglichkeit, wie Totenköpfe, gekreuzte Gebeine und Särge die Schmuckstücke. Diese Symbolik sollte auch dem Träger seine eigene Vergänglichkeit vor Augen halten.

Abb. 1:
Entwurf eines Memento-mori-Rings, Frankreich 1561

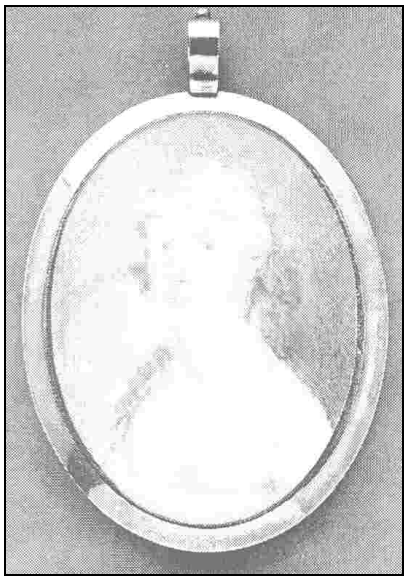


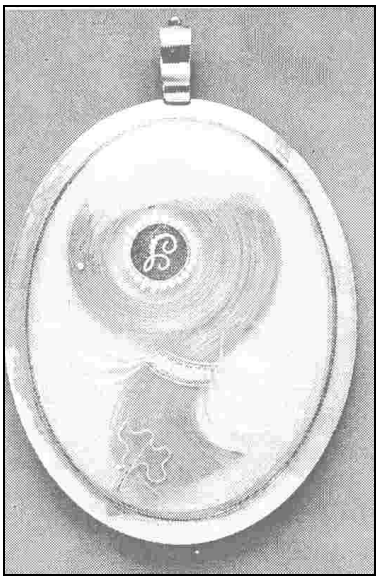
In England waren besondere **Gedenkringe** beliebt, die vom Erblasser selbst per Testament verfügt und in hoher Auflage als Erinnerungsstücke an die Beerdigungsteilnehmer verteilt wurden.

Im 18. Jahrhundert verloren die genannten Vergänglichkeitssymbole zunehmend an Bedeutung, wie überhaupt die christliche Formensprache zurücktrat. Statt dessen schätze man elegische Trauerszenen mit antik-klassizistischem Inventar. Im **Zeitalter der Aufklärung und Empfindsamkeit** zierten den Gedenk- und Trauerschmuck die Bilder von Gräbern, Urnen, Säulen, Sarkophagen oder Obelisken, vor denen Trauernde

gedankenversunken verweilen. Diese veränderte Formensprache war Ausdruck eines radikalen Wandels in der Einstellung zu Sterben und Tod. Der christliche Vanitas-Gedanke wich allmählich einer Kultivierung der Trauer der Nachgebliebenen. Der Tod wurde nunmehr als Schicksal aufgefaßt, das nicht nur den Toten, sondern auch die Lebenden betraf. Dieser Gefühls- und Gedächtniskult, der das Gedenken gleichsam zu einem Lebensthema machte, fand auch in der zeitgenössischen Grabmalkunst Ausdruck.

Abb. 2 (Vorderseite): **Abb. 3 (Rückseite):**
Medaillon mit Porträtminiatur einer Dame und Haareinlage, um 1800 (Gold, Malerei auf Elfenbein, Haar, Email, Glas; 6,3 x 4,9 cm)





Seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert bürgerte sich Trauer- und Gedenkschmuck ein, der aus oder mit Haaren gefertigt war. Haare, Sinnbild der Lebenskraft und Stärke, wurden zu Lebzeiten abgeschnitten, um im Todesfall von Hinterbliebenen als Memorialschmuck am Körper getragen zu werden. Oftmals entstanden daraus kunstvolle Gebilde in Form von Colliers und Armringen. Auch legte man einzelne Haarlocken in Ringe ein. Dieser Schmuck blieb bis weit in das 19. Jahrhundert hinein populär. Das Haar galt als authentisches Zeugnis des Toten und war einem Bildnis gleichwertig. Beim späten **Haarschmuck** findet sich häufig die Kombination mit einer Fotographie.

Der genannte Trauer- und Gedenkschmuck blieb meist nur für die wohlhabenderen Gesellschaftsschichten erschwinglich. Er war individuell und aus Edelmetall gefertigt und entsprechend teuer. Dies änderte sich im 19. Jahrhundert als neue Materialien wie **Jet, Eisen, Glas, Ebonit** (Hartgummi aus Naturkautschuk) und später **Bakelit** (Kunstharz) zum Einsatz kamen. Diese Materialien erfüllen alle eine Voraussetzung:

sie sind schwarz bzw. lassen sich gut schwarz einfärben. Schwarzer Schmuck war im 19. Jahrhundert verbindlich für die Volltrauer, das erste Jahr nach einem Todesfall.
Erst Halb- und Austrauer erlaubten die - zurückhaltende - Verwendung der Farbe Weiß; in diesen Trauerphasen trugen die Frauen gelegentlich Schmuck aus **Elfenbein, Schildpatt, Lava oder Koralle**. Auch **Perlen** als Symbol für Tränen waren erlaubt.
Männer taten ihre Trauer mit Manschettenknöpfen und Uhrenketten aus Jet, Bakelit und Holz (schwarzes Holz der Sumpfeiche) kund.

Abb. 4:
Medaillonanhänger, um 1870
(Ebonit, Foto, Glas; 4,3 x 3,5 cm)

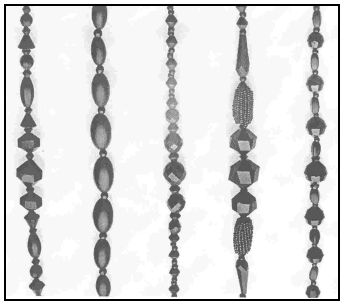
In den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts kam Jet als Trauerschmuck auf. Die im Deutschen und Englischen gebräuchliche Bezeichnung **Jet** (Gagat) leitet sich von einer Fundstelle in der Nähe des Flusses Gagae in Lykien (Türkei) ab. Der tiefschwarze Jet mit seinem samtartigen Wachsglanz besteht aus Pechkohle, genauer aus im Faulschlamm zersetztes Holz, das sich zu einer bituminösen Kohle entwickelte. Die Hauptvorkommen liegen in England (Whitby), Spanien, Südfrankreich und in Württemberg (Schwäbisch Gemünd).

Abb. 5:
Brosche mit Foto eines jungen Mannes, um 1900 (geschwärztes Metall, Foto, Glas, Durchm. 2,8 cm)

Zu Anfang scheint Jet-Schmuck vornehmlich an den europäischen Höfen getragen worden zu sein. Zu den aristokratischen Trägerinnen von Jet-Trauerschmuck gehörte z.B. Kaiserin Auguste Viktoria (1858-1921), Frau des deutschen Kaisers Wilhelm II.
Einen Aufschwung erlebte die Jet-Industrie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit der **Trauermode Queen Victorias**, die 1861 nach dem Tode ihres geliebten

Prince Albert bestimmte, daß bei Hofe nur noch Jet als Schmuck zugelassen wäre. Die englische Trauermode fand viele Nachahmerinnen in ganz Europa und bald war eine großes Angebot an Jet-Colliers, -Anhänger, -Broschen und -Armreife im Handel. In den achtziger Jahren kamen als Blüten gearbeitete Jetbroschen in Mode. Nach dem Tod des deutschen **Kaisers Wilhelm I.** im Jahre 1888 konnten Patrioten Trauerbroschen in Form von Kornblumen - der Lieblingsblume des Verstorbenen - kaufen.

Abb. 6:
Schwarze Ketten, um 1870 (Jet, French Jet, Ebonit, geschwärztes Metall; 24 bis 41 cm)



Zuweilen wurde Jet auch außerhalb der Trauer als Modeschmuck getragen. Beliebte Modezeitschriften wie „Bazar“ oder „Die Modewelt“ stellten regelmäßig Schmuckstücke aus Jet vor und informierten die Leserinnen über die Bezugsquellen. Den modischen Vorlieben des Adels nacheifernd, fanden nun auch Frauen aus dem Bürgertum Gefallen an dem schwarzen Jet-Schmuck.

Aufgrund der großen Nachfrage wurde Jet um 1870 auch aus Spanien eingeführt. Der spanische Jet besitzt jedoch nicht die Härte des englischen, und mit der vergrößerten Produktion sank die Qualität.
Das Interesse an Jet sank rapide, nachdem die offizielle Trauer am Londoner Hof aus Anlaß der Feier zur 50-jährigen Thronbesteigung der Königin Victoria gelockert wurde. In der Folge ging die Produktion stark zurück.
Als billigerer Ersatz für Jet kam in der zweiten Jahrhunderthälfte der sog. **„französische Jet“** (French Jet) auf. Dieser besteht aus schwarzem, facettiertem Glas, das an den Rändern bräunlich schimmert, wenn man es gegen das Licht hält. Aus diesem Material, das auch in Deutschland gefertigt wurde, entstanden alle Arten von Modeschmuck, etwa Colliers mit angehängten „Fransen“, Broschen und Haarnadeln.

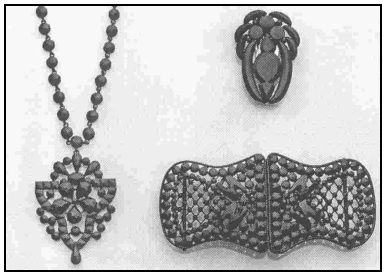


Abb. 7:
Kette mit Anhänger, Broschen, Ende 19. Jahrhundert (geschwärztes Metall, French Jet)

Anstelle von Jet griff man für Trauerschmuck auch zurück auf **schwarzes Email** und,

seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, auf **schwarz gefärbten Achat (Onyx)**. Aus Email wurden gerne Armreife und Ringe sowie Medaillonanhänger und Broschen gefertigt, die fast ausnahmslos auf der Rückseite eine Kapsel mit Glasdeckel enthielten. Diese Kapsel barg als Erinnerung ein Bildnis, eine Haarlocke oder geflochtene Haarsträhnen. Schwarzes Email in Verbindung mit Gold oder vergoldetem Silber blieb bis Anfang der neunziger Jahre in Mode. Typisch für Trauerschmuck aus Onyx war seit den achtziger Jahren die Verarbeitung als Kreuzanhänger.

Neben dem Jet-Trauerschmuck setzte sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts auch Eisen als Material durch. Der **Eisenschmuck** sollte einerseits Bescheidenheit und Schlichtheit, andererseits Festigkeit und Unerschütterlichkeit zum Ausdruck bringen. Diese Wahl traf genau den Nerv der Zeit, denn die Menschen eiferten dem klassizistischen Ideal nach, das Fleiß, Bescheidenheit und ein Streben nach höherer Bildung beinhaltete. Aus dem an sich spröden und farblich nicht besonders reizvollen Eisen entstanden Kameen und Medaillien sowie filigrane Colliers, Armbänder und Haarnadeln. Während der Befreiungskriege 1812/13 und bis zum Wiener Kongreß 1815 erhielt Eisenschmuck eine zusätzliche patriotische Bedeutung. So finden sich auf Broschen und Kameen dieser Zeit häufig Darstellungen klassischer Heroen oder Aufschriften wie: **„Gold gab ich für Eisen“**.

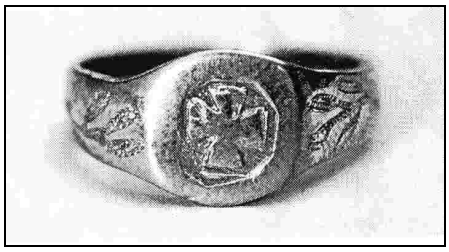


Abb. 8:
Kriegsgedenkschmuck: Damenring, 1914/15 (Messing; aus Patrone gearbeitet)

In der zweiten Jahrhunderthälfte verlor der ehemals so geschätzte Eisen-Trauerschmuck an Bedeutung. Während des Ersten Weltkrieges drängte erneut **Kriegsschmuck** aus Eisen auf den Markt, konnte sich allerdings nicht durchsetzen. Dieser Kriegsschmuck, in Form von Ringen, Broschen, Krawattennadeln, Anhängern und Geschoßfassungen, stellt zwar eine eigene Schmuckgattung dar, steht aber hinsichtlich der verwendeten Symbolik in der Tradition des Trauerschmucks.

Die Mode des Trauerschmucks war nach einem kurzen Aufleben im Ersten Weltkrieg vorbei. Das Verhältnis zum Tod wurde zunehmend distanzierter und man wollte seine Trauer nicht mehr so offen darstellen. Als öffentliche Trauerbekundung blieb allein die schwarze Kleidung erhalten, auch wenn diese heute meist nur noch von Frauen und ohne Einhaltung der alten Gepflogenheiten (Volltrauer-Halbtrauer-Austrauer) getragen wird. Viele junge Menschen verzichten inzwischen völlig auf Trauerbekleidung.

Schwarz ist in den vergangenen Jahren zur Modefarbe avanciert, man verbindet mit ihr nicht mehr zwangsläufig Trauer und Abschiedsschmerz.

Abb. 9:
Kriegsgedenkschmuck: Ring, Inschrift: „VATERLANDSDANK 1914“ (gestanztes Eisen)

Literatur:

Trauerschmuck vom Barock bis zum Art Déco: „... mit schwarzem Schmucke oder mit Perlen.“, Eine Ausstellung des Museums für Sepulkralkultur in Kassel, hrsg. vom Zentralinstitut und Museum für Sepulkralkultur, Kassel 1995 (Mit Beiträgen u.a. von Andrea Linnebach und Jutta Schuchard)

Eva Stille: Bilder und Schmuck aus Menschenhaar, Dreieich-Dreieichenhain 1983

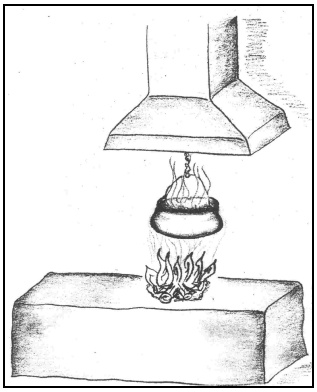
Gisela Zick: Gedenke mein. Freundschafts- und Memorialschmuck 1770-1870, Dortmund 1980

Die Abbildungen sind dem Band „Trauerschmuck vom Barock bis zum Art Déco“, Kassel 1995, entnommen.

Das Feuerlöschwesen in Rodheim, von Anbeginn bis zur Neuzeit

Solange es menschliche Siedlungen gibt, wird man auch versucht haben, entstehende Brände gemeinsam zu bekämpfen. Das war damals sehr problematisch, denn alle Häuser, als es überhaupt solche gab, waren aus Holz bzw. gestampftem, ungebranntem Lehm und mit Stroh gedeckt. Die Feuerstellen waren offen, so daß die Brandgefahr sehr groß war. (siehe Abb. Nr. 1)

Abb. 1:
Über der offenen Feuerstelle hing an einer Kette im Rauchfang ein Bügeltopf, in dem Suppen und Breie gekocht wurden.



Später gab es gemauerte Herde mit der Feuertür auf der Kopfseite und drei hintereinander liegenden Öffnungen für Kochtöpfe. Die erste und zweite Feuerstelle war zum Kochen geeignet, die dritte nur zum wärmen. Da galt dann die Hausordnung, daß der Hausherr im ersten, die ledigen Geschwister aber im zweiten Kroppe kochen durften. Was zu der Aussage eines langjährigen Ortsgerichtsvorsteher geführt haben soll, er werde dafür sorgen, daß die ledig gebliebenen im „zweite Kroppe kochen könnten". Darauf sein im Elternhaus gebliebener Bruder: „wann ech im eschde kaa Fauer Oh mache, kannst du im zwaade nit koche". (siehe Abb. Nr. 2)

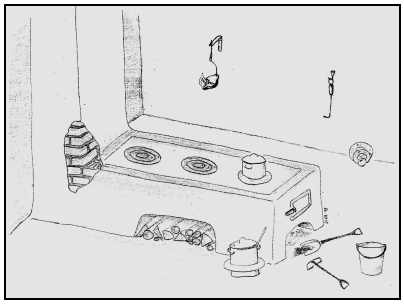


Abb. 2:

Aber nicht nur auf diese Weise entstehende Brände bedrängten die Bevölkerung, sondern die immer wieder entstehenden Fehden zwischen Landesfürsten, Grafen und Bischöfen, legten manches Dorf in Schutt und Asche. Eine erste Nachricht von einem Brand dieser Art, findet sich in einer Amtsrechnung des Schultheißen von Grünberg und besagt: „... daß am 27. März 1402, während des Krieges zwischen Landgraf Hermann von Hessen und dem Erzbischof von Mainz, (1401 - 1405) Rodeheym und Heuchelheym brannten.“ Es geht daraus zwar nicht hervor, ob sie ganz eingeäschert wurden, aber bezeichnender weise, war einer der Kontrahenten ein hoher kirchlicher Würdenträger! Für Rodheim habe ich keine Unterlagen über größere Brände aus dieser Zeit gefunden. Auch habe ich durch mündliche Überlieferung nichts derartiges gehört.

Aus Quellen die ich hier im Einzelnen nicht anführen kann, weiß ich, daß im Juni 1646 die Burg Gleiberg erstürmt und eingeäschert wurde. Im selben Jahr wurde auch die Burg Königsberg erstürmt.

Daß diese am Ende des Dreißigjährigen Krieges ungeordneten Horden an Rodheim vorbei gezogen sind, glaube ich nicht. Ein diesbezüglicher Hinweis ist, daß in einer Volkszählung vom Jahre 1640 Rodheim etwa 300 Einwohner hatte, 1660 aber nur etwa 120, so daß bei Kriegsende vielleicht noch etwa 100 Menschen mehr dahin vegetierten wie lebten. Ein Kind soll seine Mutter als der Friede ausgerufen wurde gefragt haben: „Mamme, wer is dann de Friede, nimmt der eus die Gast (Ziege) weg!" Die hatte die Mutter mit viel List und Geschick vor der Soldadeska versteckt gehalten.

Wann man begonnen hat, den Feuerschutz und die Brandbekämpfung durch die Verwaltung zu organisieren, ist unbekannt. Erste Feuerschutzordnungen gibt es aus dem 17. Jahrhundert.

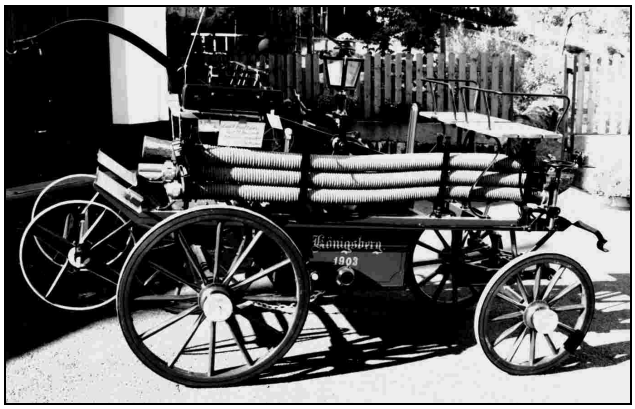
Die ersten Geräte zur Brandbekämpfung werden wohl die Feuerpatschen gewesen sein. Als nächstes kamen die ledernen Feuereimer. Wer Ortsbürger wurde und das wurde er mit 25 Jahren, was durchweg auch das durchschnittliche Heiratsalter der Männer war, mußte einen Feuereimer stellen.

Leute die von auswärts zuzogen, oder sich eine Frau von auswärts holten, mußten Überzugsgeld bezahlen. Ging es über Landesgrenzen hinaus, war außerdem die Genehmigung des Landesherrn erforderlich. Man mußte sich am neuen Wohnort einschreiben. Anders ausgedrückt, gebührenpflichtig anmelden. Der zu zahlende Betrag waren 4 Gulden. Nach heutigem Geldwert mindestens das hundertfache in DM. Nun wollten unsere Gemeindeväter etwas für den Feuerschutz tun, der ja um 1600 nötiger war wie heute, weil alle Häuser Strohdächer hatten und aus Holz oder gestampftem, ungebranntem mit Stroh vermischtem Lehm bestanden, es außerdem in den Küchen offene Feuerstellen gab und die Beleuchtung aus in die Wand gesteckten Kienspänen bestand.

Wenn damals ein Mann von auswärts zuzog, oder sich eine Frau von auswärts holte, brauchte er nur 3 Gulden zu bezahlen, wenn er einen Feuereimer kaufte. Für Ehepaare galt das doppelte. Das las sich dann in der Gemeinderechnung unter Einnahmen folgendermaßen:

„von Best Blat drei Gülden Überzugsgeld ingenommen und für den vierten Gülden hat er einen ledernen Feuereymer gekauft. oder von rheinhardt Schneider Überzugsgeld wegen seiner Frauen ingenommen$_1$ drey Gülden und für den vierten Gülden hat er einen ledernen Feuereymer gekauft.“ Das war 1665, kurz nach dem Dreißigjährigen Krieg, bevor es maschinelle Feuerlöschgeräte gab.

Wann die fahrbaren Feuerspritzen erfunden wurden, ist mir nicht bekannt. Das Gericht Heuchelheim, mit den Dörfern Lindes, Rodheim, Vetzberg, Fellingshausen und Bieber, schaffte 1725 die erste fahrbare Feuerspritze an. Sie wurde in der Umgebung bis nach Leun zur Hilfe geholt.
Ab 1756 lösten sich Rodheim, Fellingshausen, Vetzberg und Bieber aus diesem Verband und schafften eine eigene Feuerspritze an, ähnlich der noch vorhandenen Königsberger Feuerspritze. (siehe Abb. Nr. 3)



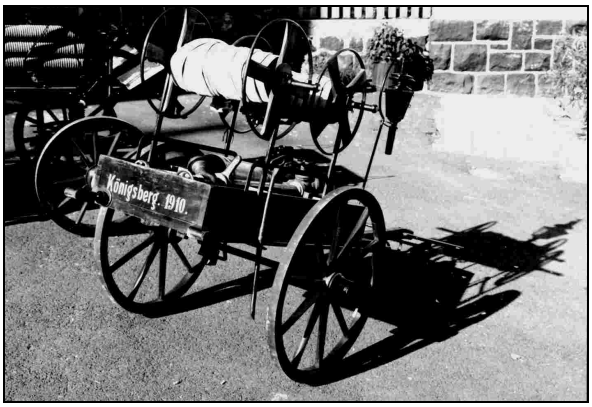


Abb. 3:
Die handbediente Feuerspritze Der Schlauchkarren

So blieb es bis 1842. In diesem Jahr löste sich Fellingshausen aus dem Verband. Angeblich haben die Fellingshäuser ihren Bürgermeister gefragt, was wohl in Rodheim alles abgebrannt wäre, wenn die Feuerspritze in Fellingshausen stationiert sei, oder umgekehrt, was in Vetzberg oder Fellingshausen alles nieder gebrannt wäre, bis die Spritze den Berg hinauf geschoben wäre. Dabei hatten die Fellingshäuser zu einer List gegriffen. Denn als im Jahre 1779 die ganze Altstadt um den Dom herum brannte, ist der Schmied Conrod mit der Rodheimer Feuerspritze und sechs Pferden davor, nach Wetzlar gejagt und dort die Domtreppe hinaufgeprescht. Folgerichtig war sie 1779 bespannt und das war sie 1842 auch, brauchte also nicht geschoben zu werden.

Das war ein Vorgriff. Zurück zum Kauf im Jahre 1756. Natürlich hat man, als die Spritze gekauft wurde, auch einen Mann gebraucht, der damit umgehen konnte, der sie betreuen und erhalten konnte. Dazu war keiner besser geeignet wie der **Schmied Conrad** (1722-1808). Vom Beruf her und auch sonst ein geistig hoch stehender Mann, der vielleicht sogar die Triebfeder zu dem Kauf war. Der außerdem noch mehrere Ämter inne hatte und dem sogar hexen nachgesagt wurde. Nur gut, daß die Zeit der Hexen-Verbrennungen vorüber war.

Man mußte, wenn man eine Feuerspritze besaß, auch für deren Unterbringung sorgen. Dazu baute man zwischen den Häusern 6 und 8 der Gießener Straße ein Spritzenhaus. (siehe Abb. Nr. 4) Es ist im Häuser- und Güterverzeichnis von Rodheim im St.A. Mar-

burg unter der Haus Nr. 25 als Gemeinde-Spritzenhaus eingetragen. Ich habe es noch als Waagehäuschen für die Gemeinde-Fahrzeugwaage gekannt. Außerdem war ein Platz für die Lagerung der Feuerleitern und Feuerhaken erforderlich. Dazu baute man vor die Rabenausche Scheune (linke Ecke der Pfarrgasse) ein Balkengerüst, etwa vier Meter breit und 10-12 m lang, nach allen Seiten offen, nur mit einem Dach versehen. Darin lagen in zwei Etagen die Feuerleitern und Feuerhaken. ,,Daß sie truken liegen", schreibt Reidt im Heuchelheimer Buch. (siehe Abb. Nr. 5)

Darunter war in der Mitte eine zweiteilige verschlossene Stahltür, die mit Sicherheit den Feuerlöschbrunnen verschloß. Ich habe von meiner Mutter (1890-1977) gehört, daß dieser Brunnen nur aufgeschlossen wurde, wenn die anderen Gemeindebrunnen versiegt waren und das dann der Ortsdiener pro Haushalt und Tag einen Eimer voll Wasser abgab. Im Gegensatz dazu, hatten andere Nachbardörfer Feuerlöschteiche. Das war die damalige Haus Nr. 114.

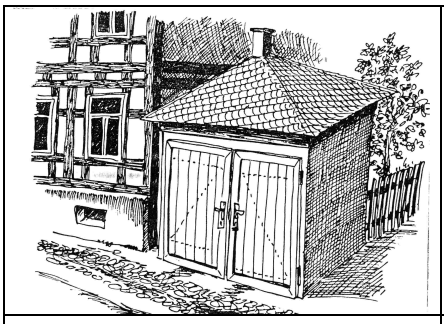
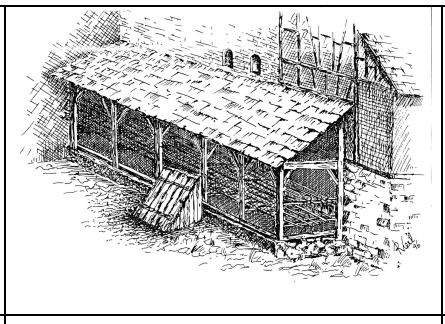
	

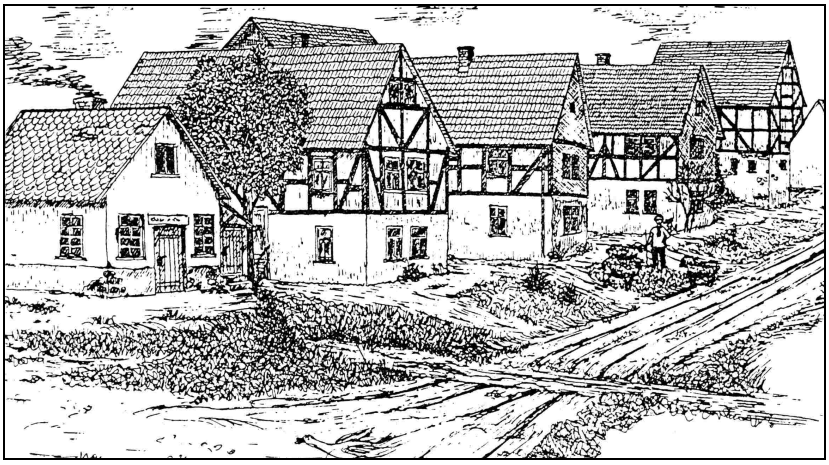
Abb. 4: Haus Nr. 25, das 1756 erbaute Spritzenhäuschen	**Abb. 5:** Haus Nr. 114, das 1756 erbaute Feuerwehrleiternhaus	**Abb. 6:** Haus Nr. 134, unser altes Rathaus

Gegenüber, auf der anderen Seite der Pfarrgasse, stand unser 1662/63 erbautes Rathaus, damals Haus Nr. 134 (siehe Abb. Nr. 6). In ihm wurden die übrigen Gerätschaften der Feuerwehr, insbesondere die ledernen Feuereimer aufbewahrt. Ob es damals schon Helme, in der Art der Pickelhauben gab, weiß ich nicht. Im Haus Nr. 111 wohnte der Schmied Conrad (siehe Abb. Nr. 7), der die Feuerspritze betreute. So war alles in greifbarer Nähe. Das Spritzenhaus stand schräg gegenüber von Conrads Wohnhaus, das Leitenhaus zwei Häuser weiter auf derselben Seite und das Rathaus, dem gegenüber auf der anderen Ecke zur Pfarrgasse.

Fast hundert Jahre später, im Jahre 1906, gründeten einige Männer eine Freiwillige Feuerwehr. Deren aktivste Mitglieder Karl Milchsack sen., Wilhelm Bender II., Heinrich Bender VI. und Ludwig Gerlach ,,lange Jahre Hauptmann" sowie später Otto und Karl Milchsack waren. Die neue Freiwillige Feuerwehr fiel, als 1907 die Schmitter Mühle brannte insofern positiv auf, daß sie eine halbe Stunde vor der Pflicht-Feuerwehr am Brandherd war. Ihr Vorbild war mit Sicherheit die Gießener **Gailsche Feuerwehr**. Möglicherweise erhielt sie auch Unterstützung von dem Zigarren-Fabrikanten Wilhelm Gail, der zu der Zeit schon hier eine Villa hatte.

Abb. 7:

Haus Nr. 111, das Haus des Schmiedconrads, rechts oben. Davor er umgeben von einigen Schafen.



Wann die Uniformierung der Feuerwehren entstand, weiß ich nicht, ist auch unbedeutend. Es war wohl auch mehr der Gedanke der Zweckmäßigkeit und des Schutzes der im Einsatz befindlichen Männer, als eine Vereinheitlichung.

Es bestand aber auch die Verpflichtung, daß alle männlichen Personen vom 18. bis 40. Lebensjahr zur Brandbekämpfung verpflichtet waren. Ich kann mich noch erinnern, daß, obwohl die Freiwillige Feuerwehr bestand, auch die Pflicht-Feuerwehr Übungen abhielt.

Inzwischen ist die Freiwillige Feuerwehr ein nicht mehr wegzudenkender Bestandteil unseres Gemeinwesens geworden und hat die Pflicht-Feuerwehr vollständig verdrängt. Von Anfang an unter dem Gedanken „ich will“ und einem gewissen Idealismus, der ja eine bessere Grundlage ist, wie der Gedanke „ich muß“. Nach gewissen Anfangsschwierigkeiten und Gegnerschaft bei Teilen der Gemeindeoberen, die den üblichen Standpunkt gegen alles neue vertraten: „dos broch mer nit", bekam sie durch ihre Leistung stärkeren Zuspruch.

Natürlich mußten die Geräte auch gewartet werden. Dazu wurde die fahrbare Spritze und die übrigen Geräte viermal im Jahr eingesetzt. Soweit ich weiß, immer bei Nolle Zigarrenfabrik. (Bild von einer Übung, siehe Abb. Nr. 8)

Abb. 8:

Übung bei Nolle-Fabrik

An bedeutenden Bränden sind zu nennen, der Brand der Schmitter Mühle, der Rabenauschen Scheune in der Neujahrsnacht 1913/14, der Brand der Scheune von Karl Bender, wonach die Brandgasse entstand und der Brand bei Wilhelm Kreiling 1959.

Im Jahre 1930 erhielt die Rodheimer Freiwillige Feuerwehr ihre erste Motorspritze. Ich ging mit meiner Mutter am Spritzenhaus vorbei, wo ein leeres Lattengestell lag. Meine Mutter fragte mich: ,,wos wor dann do drin". Ich: ,,die nau Motorspretz" muß ein Zwölfjähriger ja wissen. Meine Mutter: ,,wo wed dann de'i ausprowied wen". Kurze Zeit später, im Februar 1931, brannte die Scheune meines Großvater.' väterlicherseits, Wilhelm Schmidt IV. ab.

Erwähnen will ich noch, daß um 1930 dank der Unterstützung und Bereitstellung des Grundstücks durch die Familie Gail in der heutigen Gleibergstraße ein neues Gerätehaus für die Freiwillige Feuerwehr gebaut werden konnte. Inzwischen ist beim Gemeindezentrum eine moderne Feuerschutzanlage entstanden. Von der Firma Adolf Hasselbach erhielt die Freiwillige Feuerwehr einen gebrauchten PKW, den die Brüder Otto und Karl Milchsack zum Mannschaftswagen umgestalteten, an den man die auf einer Lafette sitzende erste Motorspritze anhängen konnte.

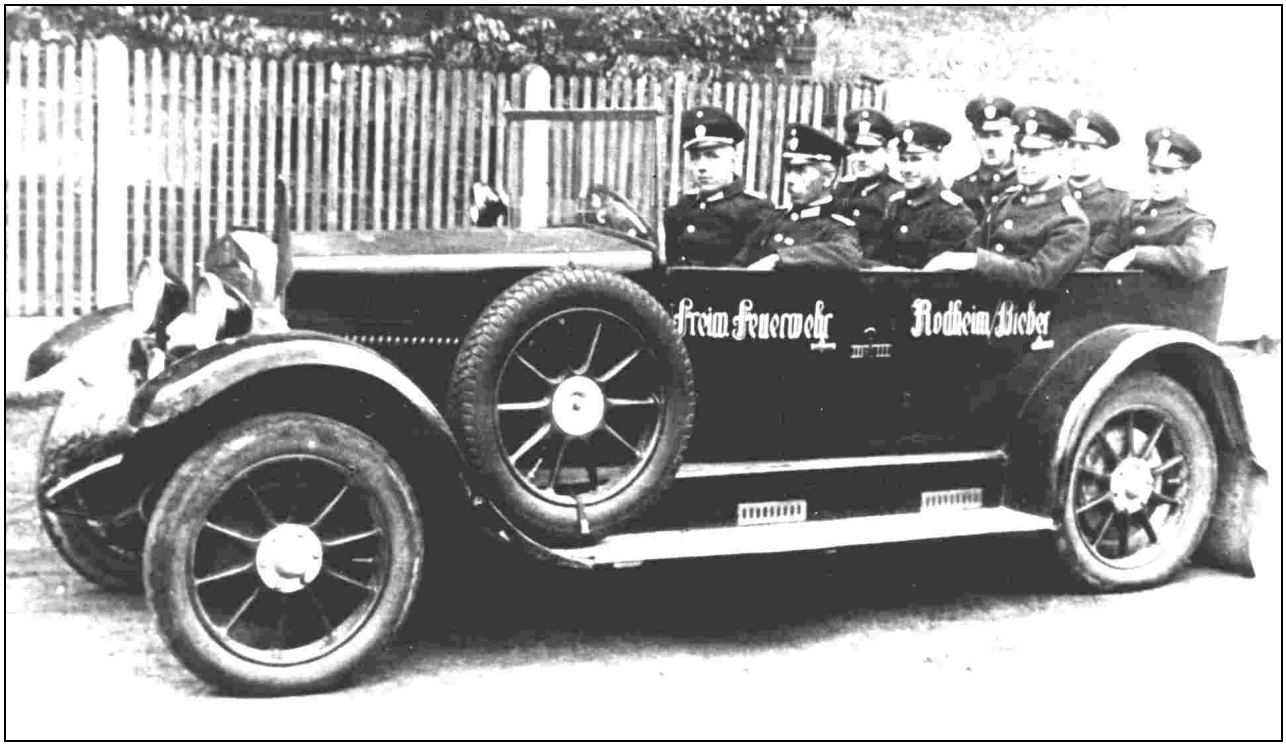


Abb. 9:
Das erste Feuerwehrauto im Jahr 1930, die Personen von links sind: Karl Milchsack, Ludwig Gerlach (derzeit Feuerwehrhauptmann), Karl Stork, Otto Bender, Otto Milchsack, Willi Reeh, Adolf Leicht, Gustav Peppler

Ernst Schmidt

Ueber die Bieberthalbahn - Ein Aufsatz des kleinen Schulknaben Moritz

Die Biewerdahlbahn gehört zur Glasse der Kleinbahnen und zwar deshalb, weil die Wagen länger sind als die Wagen der Großbahn und weil die Schienen dichter beisammen liegen. Sie ist von einer Gesellschaft gebaut worten, die weider nichts thud, als sich auf den Bau von Kleinbahnen legt. Die Biewerdahlbahn steht heute im vierten Betriebstage. Sie hat eine besondere Eigenschaft, nämlich die der Entgleisung. Am ersten und zweiten Tage des Betriebes kam je eine Entgleisung vor. Es wäre gut, wenn sie diese Eigenschaft ablegen thun thäte. Die Arweiter auf der Biewerdahlbahn sind lauter geschickte Leute. Das kommt daher, weil sie die entgleisten Gegenständefjmit affenartiger Geschwindigkeit wieder auf die Schienen bringen. Die Arbeiter haben das schon im Griff. Ich fahre gerne mit der Biewerdahlbahn, Das kommt daher, weil man während der Fahrt an der Rodheimer Straße die Aeppel stehlen kann. Will eine Hausfrau Appelschellee gochen, dann braucht sie nur mit der Biewerdahlbahn zu fahren, dann wird sie vom Feldschitz nicht erwüscht. Es ist schade, daß die Aeppelbäume durch die Biewerliesbahn verrungenird worden sind, denn sie stehen ganz dicht an der Bahn. Wenn man mit dem Kopf aus dem Fester rausguckt, können die Aeste leicht beschädigt werden. Es wäre gut, wenn die Bäume entfernd wirden, damit kein Unglück bassirt, aber dann ist's mit dem Aeppelstrippsen aus. Die Billjets auf der Biewerdahlbahn sehen grad so aus, wie die, welche man in Gießen auf den Maggiwagen bekommt. Auf die Biewerdahlbahn kann man bei schnellster Fahrd draufspringen. Nur muß man sich in Acht nehmen, daß es der Schaffner nicht sieht, denn er sagte: ,,Wenns widder einer duhd, stump ich'n runner! Eine Scheese mit flinken Pferden kann die Biewerdahlbahn einholen. Die Radfahrer lachen sich immer halb dot, weil sie dreimal so schnell fahren können. In Rodheim und in Biewer wird der Zug immer von den bösen Schuljungen empfangen, damit sie dannebenher laufen. Das macht ihnen Spaß. Die Biewerdahlbahn hat keine Drehscheibe, was zur Folge hat. daß in Biewer eine Wirtschaft ist, wo man den Stammdisch „Drehscheibe“ getauft hat. Deshalb fährt die Lokomotive auf der Rückfahrt verkehrt. Es gibt Leute, die sich über die Biewerdahlbahn lustig machen. Die Utzvögel haben ihr den Namen „Botenlieschen“ gegeben; das ist sehr unrecht. Die Bahn wird sich sehr gut renntieren, denn das Fahrgeld ist furchtbar teuer.
Redurbilljets gibts auf der Biewerdahlbahn nicht. Die Fahrt nach Biewer koster 35 Fennig. Da glaubte ich, die Rückfahrt wäre dabei. Da ich weiter kein Geld hatte, mußte ich nach Hause neben der Bahn herlaufen. Darüber werde ich mich noch lange ärchern.

Moritz Klugschmuhs

Aus: Hessische Landeszeitung, Ausgabe Gießen vom 23. August 1898

(zusammengestellt von Jürgen Steinmüller)